

Im stillen Gutes tun.

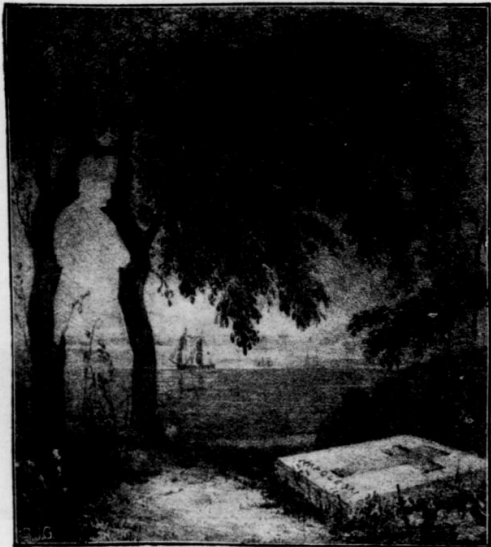
John Ruskin erbt eine Million Dollars. Mit diesem Gelde schickte er sich an, Gutes zu tun. Armen jungen Mannern und Mädchen, die sich abmühten, etwas Ordentliches zu lernen, wurde geholfen, Heimstätten für Arbeiter und Arbeiterinnen wurden errichtet und kleine Familienhäuser gebaut. Er gründete auch ein Unternehmen, um wüstes Land außerhalb Londons nutzbar zu machen.

Dieses Land wurde gebraucht, um jenen Unglücklichen zu helfen, die sich wieder herausarbeiten wollten aus dem Zustand der Verfunkenheit, in den sie durch unbarmherzige soziale Einrichtungen und durch ihre eigenen Schwächen gekommen waren. Man sagt, dieses Unternehmen habe General Booth auf den Gedanken seiner Anjedelungsarmen gebracht.

Ruskin unterstützte auch stets sehr freigebig junge Künstler, und er hat viel getan, um den Kunstsinne der Jugend zu fördern. Er erstand einmal bei Holman Hunt 10 schöne Aquarellmalereien für 3750 Dollars, damit sie in den öffentlichen Schulen Londons aufgehängt würden. Bis zum Jahre 1877 hatte er auf diese Weise schon drei Vierel seines Vermögens verbraucht, und außerdem noch alle Einkünfte, die ihm seine Schriften brachten. Aber die Bedürfnisse der Armen und seine Pläne, die sich darauf richteten, das Leben der arbeitenden Massen zu verbessern und zu veredeln, waren derart, daß er sich entschloß, sein ganzes noch übriges Vermögen hinzugeben und nur so viel für sich zurückzubehalten, um sich ein jährliches Einkommen von ungefähr 1500 Dollars zu sichern.

Laßt uns Blumen streuen, während wir durchs Leben wandern, weil wir ja niemals denselben Weg noch einmal gehen können. Es

Deixierbild.



Wo ist Napoleon?

gibt so viele Menschen, die zu den größten Opfern bereit sind, und doch die kleinen Freundlichkeiten vernachlässigen, die so manches Leben sonniger und glücklicher gestalten würden. Aus: „Großmutter — eine Lebensgeschichte.“ Von D. Sweet Warden. Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart.

Vermildertes.

Das vierte Gebot. In einem Schlegelmann mußte ein Junge das vierte Gebot auflagen und wurde aufgefordert, es auch zu erklären. Der kleine Bube wurde verlegen; Erklärungen zu geben war nicht seine starke Seite. Aber ihm fiel ein, was er vor ein paar Tagen getan, und er dachte, das könne auch eine Antwort auf diese Frage sein. So erzählte er denn: „Vorgestern habe ich fremde Herren durchs Gebirge geführt. Da haben scharfe Steine mir die Füße aufgerissen. Die Herren haben, wie sie bluteten. Sie gaben mir einen Gulden zu Schenken. Ich brachte den Gulden der Mutter, die auch keine Schuhe hatte. Ich dachte, ich könne eher darauf gehen als die Mutter!“ — Daß der Junge eine gute Note für seine Art, das vierte Gebot zu erklären, bekam, kann man sich denken; denn gut ausüben geht noch über gut auslegen.

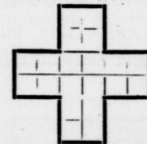
Ein guter Rat. Bei der städtischen Redaktionsstelle in Liverpool erschien ein Ire, um Rat zu erbitten. „Ja“, sagte er, „denken Sie, ich halte

Sühner in meinem Keller, und nun kam ein Kohlrück, und alle meine Sühner sind ertrunken. Wer erlegt mir nun den Schaden?“ — „Zunächst wenden Sie sich an die Wasserleitungs-Gesellschaft“, wurde ihm zur Antwort. — „Zwei Tage später kommt der Ire traurig wieder. „Na“, fragt der Beamte, „was hat man Ihnen gesagt?“ — „Ja, man sagte mir, ich müsse mir eben Enten halten.“

Änderungsrätsel.

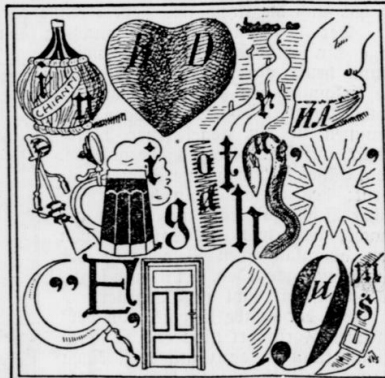
Ich habe ganz bestimmten Weiz, Wer rauch von rückwärts mich begehrt, Besch! aus hundert Teilen. Der mag zum Räucher eilen. 3. 3.

Buchstabenkreuz.



Nach Ordnen der Buchstaben EEEEE, EE, III, KK, LLL, MM, RR in die Felder oben stehender Figur bezeichnen die sich entprechenden bei ein senkrechten und waagrechten Reihen je: 1. einen Wächermann, 2. einen Aufwahrungsort. 3. Rat.

Widerträtsel.



Aussagen aus voriger Nummer:

des Treppentritts: Paul, Mr. Mr. 1; — des Widerträts: Willst du Weisheit dir erlangen, laß Wahrheit erst ertragen.

Nachdruck unserer Originalartikel wird gesetzlich verfolgt.

Druck von W. Kohlhammer. Redaktion: Dr. G. Gersch in Stuttgart.

Verlag von W. A. Sanz, Alena i. B.



Illustriertes Familienblatt.

N. 44.

Wochenbeilage zum Alenaer Kreisblatt.

1913.

Gold in der Ehr.

Erzählung von A. Elmer. (Fortsetzung.)

Emmy war durch die Worte der alten Dame sehr nachdenklich gestimmt worden. Das tägliche Leben gab ihr Beweise genug für die Wahrheit dessen, was Frau von Brandenstein gesagt hatte. Sie bemerkte, daß Helene alles von ihrem Mann fernzuhalten suchte, das ihn irgendwie hätte verstimmen können. Sie erfüllte die geringsten Wünsche, die er haben konnte, ehe er sie überhaupt ausgesprochen hatte. Dabei erschien es durchaus nicht, als ob sie etwas Besonderes tue, sondern mit strahlenden Augen vollbrachte sie alle die tausend Kleinigkeiten, als sei das eine köstliche Vergünstigung, die ihr zuteil wurde. Oft genug brauste Gräfin wegen Kleinigkeiten auf, aber nie kam ein ärgerliches Wort über Helenes Lippen, und im Nu war dann auch ihres Mannes Heftigkeit verflogen. Emmy verachtete jetzt das Leben in der Oberförsterei. Da schlug ihr das Gewissen, und sie wurde sich ihrer Schuld bewußt. Sie stellte ihre Wünsche stets in die erste Reihe, achtete aber nie auf ihres Mannes Wünsche; sie wollte Aufmerksamkeit erwiesen haben, ohne je selbst welche zu erweisen. Wenn Kuno verstimmt war, quälte sie ihn mit



Magen, Tränen und Vorwürfen und reizte ihn durch stete Widerrede. Schwer fiel ihr das alles jetzt auf Herz, und oft weinte sie in ihrer Stube bitterlich. War sie nicht selbst schuld, wenn Kuno jetzt keine Liebe mehr für sie empfand, jetzt, nachdem sie erst drei Monate verheiratet waren? Sie rief sich so manche Szene ins Gedächtnis zurück, und bittere Reue erfaßte sie. Wie sie auch verprügte, ihm einen Teil der Schuld an ihrem zerfahrenen Verhältnis aufzubürden, — wenn sie ehrlich sein wollte, mußte sie sich sagen, daß sie allein jedesmal die Veranlassung zu Szenen gegeben hatte. Mit Kleinigkeiten hatte sie oft ihren Mann gequält, bis er die Geduld verlor und sie schließlich allein ließ. Wie töricht war sie doch gewesen! Und wie leicht hätte sie sich ein sonniges Leben schaffen können! Konnte sie denn noch etwas ändern? War es nicht schon zu spät? Kuno hatte sie doch wohl gar nicht mehr lieb. Fast vierzehn Tage waren nun vergangen, seit sie mit Helene abreiste, und erst zweimal hatte sie einen flüchtigen, auf eine Karte geschriebenen Gruß von ihm gehabt. Und er war doch eigentlich so gut, und sie hatte ihn so lieb, und er hatte sie doch auch so sehr geliebt. Er hatte immer so strahlend glücklich ausgesehen, wenn er als Bräutigam

Allesseelen. Von I. Richter.

Im Frühling vor's. Den ganzen Tag Erklang der Vögel in d'm Hag, Und leise trug der Wind vom Rain Den Weichenduft ins Kammerlein.

Drin ruht auf weißen Kissen, ach! Des Hauses Lieblich und schwach, Die schmalen Händlein feberheiß, Auf bleichem Antlitz perlt der Schweiß.

Und als verglomm das Abendrot, Da pochte sie an der Tod — Das Herz steht still, der Kampf ist aus, Schwarz senkt die Nacht sich auf das Haus.

Der Irm entfloß, der Sommer schwand, Die Stürme draußen übers Land, Der Sonne Glanz ward bleich und matt, Vom Baume löst sich Blatt um Blatt.

Und wenn der Tod ein Liebes nahm, Auf's neue fühlt er seinen Gram; Im stillen Friedhof klagt das Leid, Wo Hügel sich an Hügel reiht.

O liebe Mutter, weine nicht! Ein Engel ward dein Kind im Licht; Vom Himmel blickt's zu euch herab — Was neht mit Tränen ihr sein Grab? — z.

Der Christbaum auf dem Grab.

Erzählung von Paul Lang.
(Fortsetzung.)

Meine Braut, die seit sechs Jahren meine Frau ist, hat mir später eingestanden, sie habe dazumal ein wenig geschmollt, daß ich nichts Geseheneres zu telegraphieren gewußt habe. Ihr Vater aber war von dem erstaunlichen Erfolg meiner Stammbaumforschungen fast begeistert. Er vermutete, ich habe zum mindesten in der kurzen Zeit das ganze städtische Archiv von M. durchstöbert. Nachdem ich mich im Gasthof glücklich los-gesiegt hatte, um ins Pfarrhaus überzusiedeln, konnte ich schon die telegraphische Antwort meines Schwiegervaters in Empfang nehmen. Sie lautete: „Danke! Über eine zweite Ehe des Herrn Christoph von Zinnenstein fehlt mir zurzeit noch alle Gewissheit. Bitte, Belege hierfür zu sammeln.“

Diesen für Stammbaumforscher wenig tröstlichen Bescheid überbrachte ich meinem Freund Artur. Der Teefessel dampfte auf dem Tisch, als ich ins Pfarrhaus zurückkam. Zuerst mußte ich von meinen Erlebnissen und von meiner Braut berichten, nach Tisch aber erinnerte ich meinen Freund an sein Ver-sprechen, und der Pfarrer begann zu erzählen.

2. Wie Leonhard und Anna heranwuchsen.

„Gute“, sagte der Pfarrer, „haben wir auf unserem Friedhof eine alte und müde Erdenpflanzerin begraben, der das Scheiden leicht geworden ist, aber gestern ein junges und blühendes Leben, eine Jungfrau, bei der die Sterbensfreudigkeit erst in hartem Kampfe errungen werden mußte. Und ich glaube, trotz ihres langen Krankenlagers, trotz meines geistlichen Zuspruchs, trotz der Ergebung ihres Vaters in Gottes Willen ist Anna Scheuermann doch ungern gestorben, bitter ungerne. — Ja, Anna Scheuermann! Du solltest sie eigentlich von früher her kennen, Erich. Vor etwa fünfzehn Jahren, als ich im Begriff war, die Hochschule zu beziehen und du deine erste Geschäftsreise antatetest, besuchtest du mich in unserem Dorf und fragtest mich, wer das auffallend hübsche achtjährige Kind sei, das du in unserem Garten spielen sahst. Ich nannte dir ihren Namen; ich ahnte freilich nicht, daß ich dir fünfzehn Jahre später die traurige Lebensgeschichte dieses Kindes erzählen werde.“

Doch alles der Ordnung nach! Der Vater des Mädchens, von dem ich dir erzählen will, war damals, als du Anna in unserem Garten sahst, Fortwart und hatte seinen Wohnsitz auf einem tief im Wald versteckten, abgelegenen Hof. Dieser Hof, der Edhof genannt, war von unserem Dorf eine starke Stunde entfernt, und man bemitleidete die Kinder, die auf dem Edhof heranwuchsen, daß sie tagtäglich einen oft kaum gangbaren Weg hin und her zurückzulegen hatten, um in unserm Dorf die Schule zu besuchen. Anna Scheuermann aber, des Fortwarts Tochter, ließ es sich nicht besonders anfechten, daß der Weg in die Schule, wenn es Glatteis gab, geradezu halbschneidend ausfiel. Sie war ein junges, frohes Blut, und wenn Schirmers Leonhard bei ihr war, konnte sie sich gar nicht denken, daß ihr irgendetwas Widriges zustößen sollte. Leonhard Schirmer war der Sohn eines Kleinbauern auf dem Edhof; das eigentliche Gut gehörte einem kinderlosen Edelmann, der meist in der Stadt lebte; für Anna war Leonhard der Altersgenosse, der Mitspieler, der Spielkamerad, der Begleiter auf gefährlichen Wegen, der Mitwisser aller Geheimnisse. Die beiden hatten, seit sie sich's denken konnten, jede kleine Freude und jedes kleine Leid getreulich miteinander geteilt, sie waren unzertrennlich; im ersten Schuljahr konnte Anna schlechterdings nicht begreifen, warum Leonhard Schirmer nicht auf die gleiche Bank mit ihr sitzen durfte.

In der Schule nahm Anna bald den ersten Platz ein und behauptete ihn bis zu ihrer Entlassung. Ihre Schönschrift war bei den Schulprüfungen jedesmal der Stolz unseres Schul-lehrers. Leonhard war entschieden weniger begabt; das Auswendiglernen ging ihm sehr hart und vom Rechnen war er durchaus kein Freund. Wenn er aber in der Reihe seiner Mitschüler bis über die Mitte hinabrutschte, so ließ Anna, die von Anfang an eine gewisse Lehrgabe verriet, nicht nach, bis er durch verdoppelten Fleiß und Eifer das Versäumte herein-geholt hatte. Sie übte daheim auf dem Edhof die Rechenaufgaben mit ihrem Freunde so nachhaltig ein, sie überhörte ihn auf ihren gemeinschaftlichen Wanderwegen die Sprüche und Liebesverse so lange, bis er sich in der Dorfschule wieder mit Ehren sehen und hören lassen konnte; und ob er auch keineswegs ein hervorragender Gelehrter zu werden versprach, so hatte er doch beim Schullehrer einen Stein im Brett. Und wenn ihm irgendetwas schwer einging, so schlug Annas einfache Lehrweise, ihr kurzes und einfaches: „So macht man's!“ mehr bei ihm an, als die weitläufigen Anweisungen des eigentlichen

Lehrers. Manchmal wurden die beiden Edhof-Kinder den übrigen Knaben und Mädchen als Musterbilder des Fleißes und eines gestützten Betragens vorgehalten, weil sie vorwärts-kamen, obwohl sie, wie sich der Lehrer ausdrückte, ein schön Stündlein auf dem Wege liegen lassen mußten.

Sie liebten eben ihre Zeit nicht auf dem Wege liegen, wie andere Kinder, auf welche ein täglich zu wiederholender Gang schließlich abtölpelnd und geistig einschläfernd wirkte, sondern sie kauften ihre Zeit in ihrer Art aufs Beste aus. Sie wußten sechs Wege, welche vom Edhof durch den Wald in unser Dorf führten, und hatten sich für jeden Wochentag einen beson-deren ausgelesen; sie brachen sich morgens gern eine Viertelstunde am Schlaf ab, um diese Abwechslung durchführen zu können. Und wie viel Neues und Merkwürdiges entdeckten sie auf diesen verschiedenen Wegen: im Frühling ein Vogelneist; im Sommer eine Menge schöner, seltener Blumen, die, zum Strauße zusammengerafft, den Rost des Schullehrers zierten; im Herbst eine Beerenplatte, die sie mit eiferfüchtiger Ge-heimtuerei vor der Lüftertheit der anderen Dorfkinder hüteten; im Winter die Eisgasken am Wasserfall des Baches, mit denen Leonhard als mit guten Schwertern jeden blutdürstigen Wolf zu bestehen sich vermaß.

Du wunderst dich vielleicht, woher ich das alles weiß und warum ich diese Kleinigkeiten berichte, als ob sie etwas Wert-würdiges seien. Nun, ich, der ich dazumal mit dir das Gym-nasium und später die Universität besuchte, war bereits fest entschlossen, ein Pfarrer zu werden, und so brachte ich während der Ferien manche liebe Stunde in der Dorfschule meines Geimartortes zu. Außerdem hatten die Edhof-Kinder im Hause meines Vaters, des Schullehrers, ihr Absteigequartier; sie fanden bei schlimmer Witterung hier stets einen warmen Ofen, ihre durchnässten Kleider zu trocknen. Das Mittagessen teilten sie nicht mit uns; das nahmen sie in Gestalt von Brot und Obst von Hause mit. Um so besser schmeckte ihnen abends, wenn sie heimkamen, die dampfende Suppe. Auch gehörte der Weg nach dem Edhof, oder eigentlich die verschiedenen Wege, wie sie mir von den Kindern verraten worden waren, zu meinen Lieblingspaziergängen. So behielt ich die Kinder von Jahr zu Jahr im Auge, und sie waren und blieben anhäng-lich an mich. Anna Scheuermann hat mir noch in den letzten Monaten ihres kurzen Erdenlebens erzählt, die Tage, da sie ge-meinsam mit Leonhard Schirmer die Schule besuchte, ihre Sprüche und Liebesverse gelernt und gelehrt, Eichhörchen und Vogelneister entdeckt habe, seien die schönsten und ungetrübtesten ihres Daseins gewesen.

Anna hatte ihre Mutter nie gekannt; etliche Wochen nach der Taufe ihres einzigen Kindes war sie gestorben. Die drei viel älteren Stiefgeschwister Annas waren, als der Fortwart Scheuermann seine zweite Frau heimführte, nach Amerika gegangen. Jetzt besorgte eine alte Verwandte, von sämtlichen Bewohnern des Edhofs „Bäse Marie“ genannt, dem Fort-wart seine einfache Haushaltung. In dem Kinde hing sie wie an ihrem eigenen, und sie hätte es sicher verzögert, wenn nicht der Vater mit Wort und Tat sich hiergegen gewehrt hätte.

Der Fortwart war ein hieherer und kernhafter Mann, im Grunde seines Wesens weich und von seltener Gemütsstärke, in seinem äußeren Auftreten aber rau und barsch. Auf die guten Geistesgaben seines Töchterchens war er ein wenig ein-gebildet und kannte, wenn er müde und hungrig wie weiland Jäger Glau vom Wald und von der Seide heimkam, keine liebere Erholung, als daß sich Anna neben ihn setzte und ihm von der Schule und den Schulaufgaben Bericht erstattete. Seine Anna sollte nach seinem Willen schon in ihren jungen Jahren recht verständig werden. So erklärte er eines Tages, als Weihnachten herannahte, der Bäse Marie, die Kinderei mit dem Christbaum müsse nachgerade aufhören; seine Anna sei zu alt und zu geistig, als daß man nötig habe, ihr noch einen Baum anzuzünden; das Kind bräute das liebe lange Jahr über genug, was Geld koste, und er sehe nicht ein, warum man noch unnützen Kram und Klitter auf einen gedeckten Tisch legen solle.

Bäse Marie hatte hiergegen einige einleuchtende Gegen-gründe vorgebracht. Allein Vater Scheuermann hatte ruhig erwidert, die Christfeier werde diesmal darin bestehen, daß Anna ein Gebet vorlese und ein geistliches Lied singe, — das sei die Hauptsache. Dann hatte er mit schrillum Pfiff seinen Dachshund herbeigerufen und war mit ihm dem jungen Schlag zugegangen. Und das war für Bäse Marie das unmiß-verständliche Zeichen, daß der Herr Vetter jede weitere Erör-terung der strittigen Angelegenheit ein für alle Mal abge-schnitten wünsche.

Solches erzählte Anna mit kaum unterdrückten Tränen, während sie an unserem warmen Ofen stand und die Schnee-

Hausfrauenblätter.

Des Lebens Tag ist schwer und schwül;
Des Todes Odem leicht und kühl;
Er wehet freundlich uns hinab
Wie welkes Laub ins stille Grab.
Es scheint der Mond, es fällt der Tau
Aufs Grab wie auf die Blumenau;
Auch fällt der Freunde Thrän' hinein,
Erhell't von sanfter Hoffnung Schein.

Gesundheitspflege.

Fruchte Wohnungen sind in den meisten Fällen die Folge ungeliebter Behandlung der Räume durch die Bewohner selbst. Je kleiner die Wohnung und je größer die Zahl der Bewohner, desto mehr sammeln sich in kurzer Zeit durch die Ausdünstung der Körper Wasserdampfungen in den geschlossenen Räumen an. Nun lüften viele Leute einen großen Teil des Jahres an feinem Tage ausgiebig genug, weil sie fürchten, sie würden dadurch die teuer be-zahlte Wärme ihrer Stuben verlieren. Auch das Lüften der Küche wird aus dem gleichen Grund unterlassen. Da müssen natürlich die Wände in Folge der massenhaften Dünste feucht werden. Sammelnd siedelt sich auf ihnen und den Möbeln an und verdirbt die Luft weiterhin. Es ist schwer, eine solche ruinierte Wohnung wieder in guten Zustand zu bringen. Man muß durch weisse Veranigung von Lüften und Wärmen die Wände austrocknen.

Blumenpflege.

Den Alpenveilchen (Cyclamen persicum) gebe man jetzt den hellsten zur Verfügung stehenden Platz im wärmsten Wohn-zimmer. Auch ist ein öfteres Drehen, Verändern des Standortes erforderlich, damit die Pflanzen nicht ungleichmäßig und einseitig wachsen. Das Gießen soll mäßig und nicht in die Knolle erfolgen. Diese neigt sehr zur Fäulnis.

Tierpflege.

Kanarienvögel dürfen auch im Herbst nicht an Fenster gebracht werden, die von der Sonne getroffen werden. Einer derartigen Er-wärmung bedürfen die Stubenvögel nicht, im Gegenteil, es kommt bei ihnen gar kein richtiges Wohlbefinden an, wenn sie mehrere Stunden im Sonnenschein hoch hängen. Eben so ist es bei Laupfer-schnecken. Die allermeisten Kanarienvögel werden beim Strahl der Lampe, der auf ihren Käfig fällt, von einer qualvollen Unruhe befallen. Dann können man den Tieren ihre Ruhe und überdies den Käfig mit einem Tuche.

Fürs Haus.

Vierstunde lassen sich mit warmem Seifenwasser auswaschen, dem man etwas Salzwasser beifügen kann. Sind die Hände in emp-findlichen Stoffen, so nehme man zur Reinigung halb besten Spiritus, halb Wasser.

Alte Strümpfe, die oft das Antriften nicht mehr lohnen, können doch noch mancherlei gute Verwendung finden. Ich fertigte mir aus der aufgezogenen Wolle verschiedener Strümpfe einen sehr hübschen warmen Teppich auf folgende Weise an, schreibt eine praktische Hausfrau: Ich strickte Streifen von 13 Malchen Breite und so lang, wie ich die Vorlage haben wollte (10 Zentimeter), nähte beide Ranten nebeneinander der Länge nach auf ein Stück Satzeug, schnitt die Streifen in der Mitte durch. Dann zog ich die Mäusen auseinander. Es entsteht dadurch eine trümmerrartige Vorle. Man näht so viel Streifen nebeneinander auf, bis man die gewünschte Breite des Teppichs hat. Je dichter die Netzen zu stehen kommen, um so fester und wärmer wird der Teppich.

Für die Küche.

Springsalat mit roten Rüben. Man wässert drei bis vier schöne, gut gewaschene und zurechtgemachte Salzheringe über Nacht ein oder legt sie, wenn sie sehr salzig sind, für ein paar Tage in Milch. Dann kocht man 1/2 Kilo nicht zu mehliges Kartoffeln in der Schale gar, ebenso zwei große, gut gewaschene, aber nicht ge-schälte rote Rüben. 400 bis 500 Gramm schöne, feinsäuerliche Äpfel werden geschält und in Streifen oder Würfel geschnitten; in gleiche Würfel schneidet man die noch warmen, geschälten Kartoffeln, die entgrätet und von der Haut befreiten Hernae, die geschälten roten Rüben, ein bis zwei geschälte Salz- oder Pfeffergurken und ein Stückchen Kalbsbraten oder harte Zerkelatwurst. Alles dies wird mit Del, milchem Essig, Pfeffer, Salz, Zucker, etwas Brüh- oder saurer Sahne gut vermischt. Wer es liebt, füllt eine kleine, ge-

riebene Zwiebel dazu. Der Salat muß mehrere Stunden vor dem Vorrichten angemacht werden und wird mit Gierscheiben, Gurkscheiben und Kopfsalat verzehrt.

Ipke Frerksen.

Ein Bild von der Hallig. Von E. Friede Holtermund-Schönhausen.
(Schluß.)

Der Wind wurde müde und träge, und nur langsam schleppte sich die Schnige durch die Klut. Zuerst sah Ipke Frerksen noch langsam am Steuer. Dann starrte er mit großen, erschreckten Augen auf das grüne Vorland: Sabbe, sein Weib, war nicht da! Sie mußte ihn schon von der Werft her erkannt haben. Lange blickte er dahin, wo sie doch stehen sollte; den ganzen Sommer hatte er es geträumt.

Sabbe stand nicht da. Er wandte sich ab. Erst als sein Boot knirschend den muschelbedeckten Halligstrand berührte und so im letzten Vorwärtsdrängen gehemmt wurde, blickte er bang auf.

Ja, nun war er da. Neugierig blieb er erst noch sitzen, dann stand er langsam auf. Langsam und oft in der Arbeit innehaltend wickelte er schwer-fällig das Segel um den Mast und band es fest. Kein Wind freiste die Werft, nur einmal hatte er doch ganz heimlich nach Westen zur Kirchwerft geblickt, wo die weißen Kreuze leuchteten.

Dann klangen auf dem Steinfeld bedächtige Schritte, kamen näher.

Klapp, klapp, und die schweren Klößen tappten über die schmale Brücke des großen Bricks, schlurten über die Fennen bis zum Boot des Heimkehrenden.

Die etwas singende Greisenstimme vom Aeltesten auf der Hallig schlug zitternd an sein Ohr. Melw Broderesen bot ihm den Will-kommgruß auf Cland.

„Gudd dai!“ preßte der Heimgefundene heraus, um nur etwas zu sagen.

„Ja, Ipke Frerksen, du hast nun keine gute Heimkehr! Deine Frau Che'ebite ist in ihrem Kindbett verstorben, so wir schrieben den 25. September, und liegt mitamt ihrem Söhnchen da im Westen begraben.“

Im Westen begraben! Da würden sie ihn nun auch begraben! Vielleicht lag er schon Sonntag da oder erst ein paar Tage später, Bußtag aber wohl ganz gewiß.

Einstalt ließ es Ipke Frerksen jetzt wieder den Rücken hinab. Und dann kühlte er einen heftigen Schlag an der rechten Seite des Körpers von oben bis unten herunter und gleich hinterher ein Stechen wie von tausend spitzen und stumpfen Nadeln. Nun waren die Glieder an der rechten Seite ohne Gefühl und Leben. Auch die rechte Kopfseite war gelähmt. Der Unterkiefer klappte auf und zu, und unartikuliert Laute wurden vernommen.

O, das einsame Sterben! Er war so todmüde! Und alles tat so schlimm weh!

Während der geistliche Körper vom letzten Kampfe langsam zermüdet wurde, führte der glühende Traumgott den wachen Geist noch einmal ins Boot und fuhr mit vollen Segeln in die Nordsee.

Ganz still war's ringsumher. Die Sterne brannten klar und tief, und der volle Mond goß sein zitterndes, flüßiges, schimmerndes Silber auf die See.

Mit einem Male kam ein seltsames Klingen und Rauschen übers Wasser.

Ipke Frerksens Segel flimmerte im Mondlicht. Da fiel der Schatten von einem anderen großen Segel darauf. Sein Boot schwankte einige Male nach rechts und links, starr und kurz.

Und dann, dann schurte langsam das fremde Boot hart Feuer-bord vorbei. Der es führte, stand aufrecht neben dem Mast. Er hatte Delzeug an, und unter dem Südwester blickten zwei tiefe klare Augen. Blonde Haare umrahmten die schmalen Wangen, und eine warme Stimme sprach voll Barmherzigkeit: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquiden.“ Die Stimme war wie das Klinaen einer silbernen Glode in sternloser Nacht. Sachte glitt das Boot mit Jesu von Nazareth vorüber, in endlose Weiten.

Die Wellen murmelten und glucksten am Bug. In heiligem Schauer sah Ipke Frerksen am Steuer. Da traf ein Spritzer seine Augen, und er wachte mit der Hand herüber.

Das Bewußtsein schien noch einmal zurückkehren zu wollen, es schien für den Bruchteil einer Sekunde wenigstens so. Mühsam, ruckweise, hob sich die Linke vom Deckbett, er hatte doch Spritzer von salzigem Wasser eben in die Augen getrigert. Als er aber die Hand in halber Höhe hatte, wiederholte sich der Schlag, und auch der linke Arm sank steif und kalt zurück. Ipke Frerksen hatte ausgetreten.

W. Wändgen, 2. 9.
Prinzregenten.
Frank, Leopold, Kn
franz, gelehrn nachmitt
Armeemuseums die S
Offiziere des Beurlat
Söhnen der staatlichen
Beurlauben nahmen an
gehörige des Beurlaub
des Reiches gekommen
hiet Major Paulsh
Generalleutnant M
regenten für sein Erbf
auf ihn aus.

Der 9.
erhob sich unmittelbar
sprach:
„Gern bin ich heute
selbiger Vater den Ge
Arme widmete, gefon
glücklich auf die Gen
standes teilzunehmen.
in Preußen unter
dem Lande laufenden
tungen zur Heer
darunter die Land
für um, die sich in de
mit Ehre und Ruhm
wurde in den ande
ten — in Vögen im
führung der allge
das Institut der
Schon kurz danach, im
der zur Errichtung de
führte, konnte sich de
glänzend bewähren un
eine Einrichtung, die i
zusammengehörig
schen Stämme a
geboren, beheimatet, d
wehmann in dem Ko
im der Ruf zur Fehr
des Beurlaubenstande
weiligen Wohnsitzes, d
sie im Vertrauen auf
zum Offizier des Heere
gen die Hand, das
keit ihrer Staats- und
schleßt ist die Freu
gentherren aus
Deutschen Reichs
die sie selbst dem
Bundesfeldherr
Stem Gefühle der Zu
zu dem angekommen
verbrüchlichen S
hauptes des Deut
obersten Bundesfeldher
ausbrud verließen
deutsche Kaiser, die zu
freien Städte, sie leben
Die Offiziere stimmte
Der Prinzregent über
von Ordensauszeichnun
nachten freundliche Wo

Eine Erklärung

W. Braunfchweig
Braunschweigischen
das folgende Paten
August zu Braunsch
„Von Gottes Gnaden
Prinz von Großbritan
mit Land und zu wisse
nliche seit dem Abob
Wilhelm der Ausübung
zogiums seitens der
lichen Gesamtheite de
entgegenstehen, durch
nung in beglückend
find, haben wir die un
tigen Verzicht un
lanatigsten Vaters, i
königliche Hoheit, ange
zogiums mit dem heutig
Es drängt uns, a
tiefer Dankbarkei
den hochseligen Pri
Preußen, königliche
seiner Hoheit, dem
brecht zu Medlen
genten des Herzogtums
beim Antritt ihrer Rege
dolglichen Landes stetig
Wir versichern jedam
Wort, daß wir die La
alle ihre Bestimmungen
erhalten und beibeh
fürsten werden mit
Kreuz zum Reiche und
haupte stehen und im
Berühmten alle Seit
füllen, die uns durch
die ihr zu Grunde liegen

Amerikanische Obstkulturen.

Der Amerikaner ist ein Obstler, und zur Hebung des Obstbaues geschieht von seinen Staaten sehr viel. Ueberall im Lande finden sich reich ausgestattete Institute mit ausgebreiteten Versuch- und Kulturfeldern, Baumschulen usw., und die Resultate, die von diesen Instituten in jahrelanger wissenschaftlicher Arbeit gewonnen werden, sind allen Interessenten durch kleinere oder größere, reich illustrierte Broschüren zugänglich, die gratis abgegeben und von der Post frei beordert werden.

Für ein Land mit so verschiedenem Klima, so wechselnder Bodenzusammensetzung, wie es die Vereinigten Staaten besitzen, ist richtige Sortenauswahl bei Anlage von Obstplantagen in erster Linie, und zwar weit mehr als bei uns, zu berücksichtigen. Was sich im Nordosten bewährt, was im Osten gut ist, läßt sich im Westen durch die verschiedensten Verhältnisse nicht durchführen. Hier greifen nun die verschiedenen staatlichen Institute ein, die zum Teil nicht nur Pflanzen selbst abgeben, sondern den Plantagebesitzer mit Rat und Tat in jeder Weise unterstützen.

Beim Pflanzen einer Hochstammbaumanlage wird immer die Entfernung der einzelnen Bäume voneinander so weit genommen, daß jedem Baum im Zustande seiner kräftigsten Entwicklung nach allen Seiten genügend Raum zur Ausbreitung seiner Krone gegeben wird, so daß von allen Seiten Luft und Licht vollen Zugang haben, um die Früchte zur vollkommensten Ausbildung zu bringen. Diese Pflanzweite bedingt es, daß in den ersten Jahren Zwischenkulturen gemacht werden, um den Raum genügend auszunutzen. Mit dem Wachsen der Obstbäume werden aber von Jahr zu Jahr die Zwischenkulturen eingeschränkt und hören später ganz auf, da sie sonst den Ertrag der Obstbäume sehr herabdrücken würden.

Eine Wiesen- oder Weidenutzung trifft man in keiner amerikanischen Obstplantage an, weil das dichte Wurzelgeflecht der Gräser alles Wasser aufsaugt, es nicht in den Erdboden eindringen läßt und so die Obstbäume fast ständig unter Wassermangel leiden. Dagegen baut man bei jungen und weiten Pflanzungen Strauchobst oder Gemüse an. Ab und zu findet man auch Obstplantagen, bei denen man als Zwischenkultur Luzerne zieht; sie werden aber immer seltener, und die sogenannte Schwarzbrachebearbeitung ohne Zwischen- und Unterfrüchten ist heute in allen Hochstammbaumplantagen die Regel. Der Ertrag, den die Bäume in solchen Plantagen abwerfen, wiegt den Wert der Zwischenkultur mehr als reichlich auf. Dazu kommt noch, daß viele Obstbaumschäblinge, die bestimmte Entwicklungszustände im Boden durchmachen, durch die wiederholte Bodenbearbeitung bei der Schwarzbrache vernichtet werden. Bei der An-



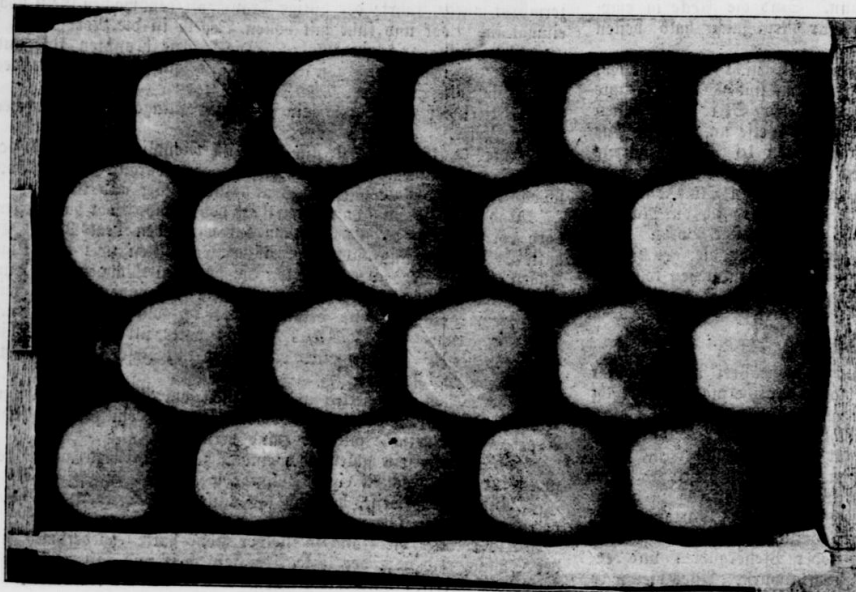
Amerikanische Obstkulturen: Riesige Apfelplantage in Newtown Good River.

lage einer Obstplantage wird der Boden tief durchgearbeitet, und zwar im Spätherbst; die Pflanzung der Bäume erfolgt im Vorfrühling, und zwar wird Baum für Baum in einem Abstand von etwa 10 Metern gesetzt. Ein besonders eingehendes Studium auf den landwirtschaftlichen Versuchsanstalten widmet man den Feinden der Kulturpflanzen.

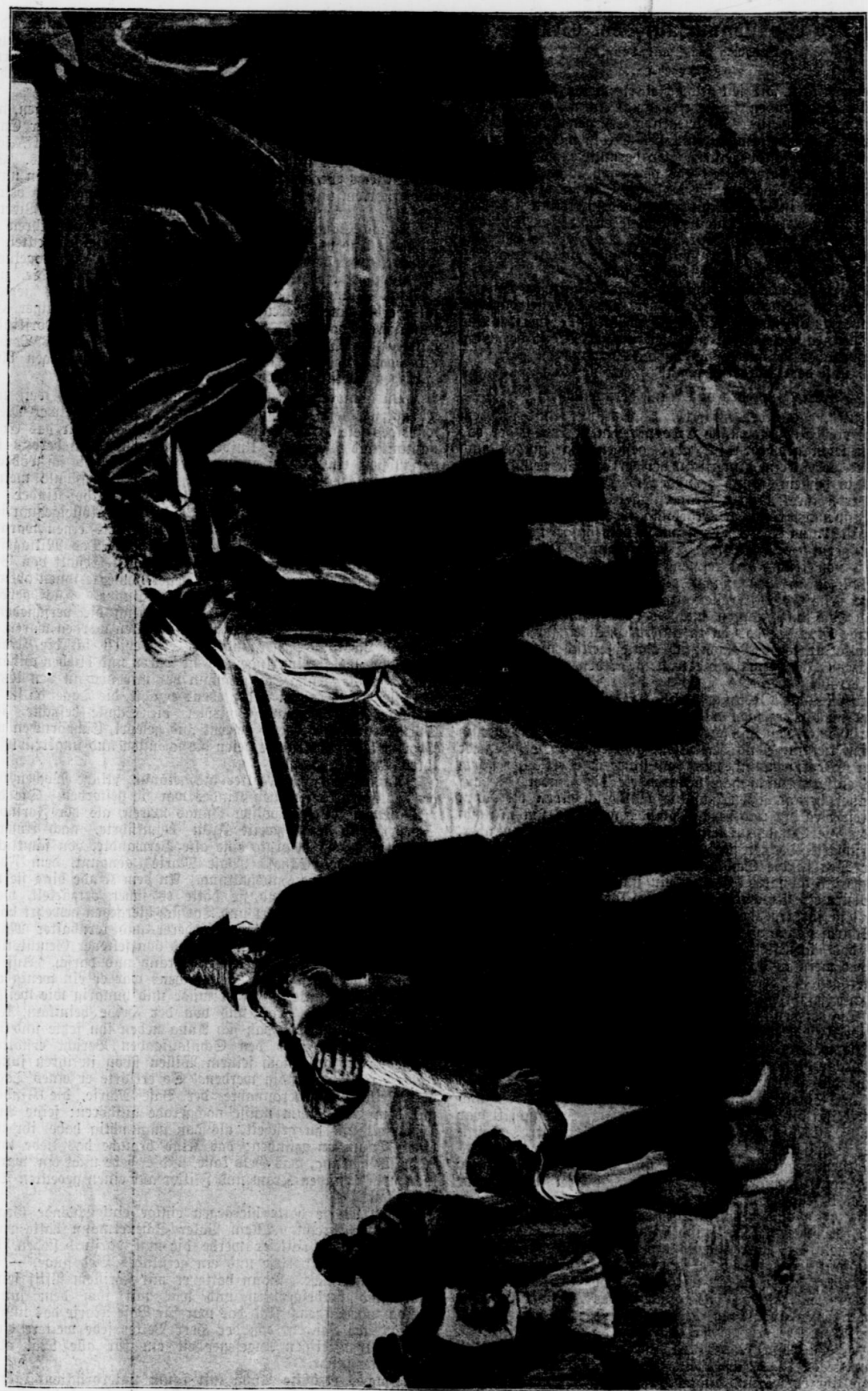
Den heutigen Hochstand der amerikanischen Obstkultur verdankt das Land in erster Linie der peinlichen Sortenauswahl der Bäume und den rationellen Verpackungs- und Verschickungsmethoden. Eine gute Verpackung des Obstes ist aus dem Grunde schon nötig, weil die Obstsendungen oft tagelang auf der Bahn oder auf Schiffen in Kühlräumen zubringen müssen, bevor sie in die Hände des Engros- händlers an Ort und Stelle kommen. Für bessere Obstsorten werden überall Kisten zur Verpackung gebraucht. Sole in den Schiffsraum oder in den Eisenbahnwagen schüttet kein Obstzüchter mehr sein Obst, auch eine Obstverpackung in Säcke findet nirgends mehr statt. Der Züchter hat es einsehen gelernt, daß eine gute Verpackung und eine gute Aufmachung sich in doppelter Weise bezahlt macht.

Schon beim Pflücken des Obstes wird die größte Vorsicht gebraucht, und beim Verpacken wird jede Frucht sauber von einer Maschine gewaschen oder gebürstet. Auf den größeren Plantagen werden die Früchte dann automatisch den Sortierern übergeben, die sie nach der Qualität in verschiedene Haufen verteilen. Das Aussehen nach der Größe ist der nächste Prozeß, der ebenfalls von einer Maschine besorgt wird, da die einzelnen Kisten genau nach der Anzahl der Äpfel usw., die sie aufnehmen sollen, hergestellt sind. Jedes einzelne, tadellose Stück Obst wird zudem noch in Seidenpapier eingeschlagen, bevor es in die Obstkiste kommt. Ist sie voll, wird sie vernagelt.

Handelt es sich um kalifornisches Obst oder solches aus Oregon, so kommt die Kiste in einen Raum von 3-4 Grad Celsius zur Vorfrühlung. Erst hierauf wird sie in den Kühlwagen der Eisenbahn oder in den Kühlraum des Schiffes verladen, die das Obst auf schnellstem Wege dem Markte zuführen.



Ein Kisten mit anseherigen amerikanischen Äpfeln.



Letzte Heimkehr. Nach einem Gemälde von Adolf Gering.